

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 105.

Freitag, 5. Mai.

1916.

(Schluß.)

Die Sonnenuhr.

Erzählung von Gizella Gräfin Rielmannegg (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Da endlich knirschte der Kies unter den Rädern des vorfahrenden Wagens. Bodrog eilte dem alten Hausarzt entgegen. Mit wenigen Worten schilderte er ihm den Vorgang. Die Gräfin klammerte sich an seinen Arm und zog ihn zur Chaiselongue. „Helfen Sie, helfen Sie rasch! So liegt sie nun schon seit einer Stunde.“

Der Arzt legte das Ohr auf die Brust der Kranken und befühlte den Puls. Sich aufrichtend, winkte er Bodrog, die Gräfin zu entfernen, dann flüsterte er einige Worte der etwas abseits stehenden Nesi zu. Bodrog bat die Gräfin, mit ihm für einige Minuten ins Nebenzimmer zu treten. Widerstrebend folgte sie. Es vergingen bange Augenblicke, durch die offene Tür drang scharfer Athergeruch. Die Stille kostete bleischwer in der Luft. Auf den verstörten blassen Gesichtern lag das Entsetzen vor einer unausgesprochenen Möglichkeit — der Tod kam auf lautlosen Sohlen ins Zimmer geschlichen. Würde er die Schwelle des Raumes überschreiten, in welchem das junge Mädchen lag oder zurückweichen vor dem Manne, der da stand wie aus Stein gemeißelt mit verchränkten Armen, den starren Blick auf die Tür gerichtet, aus der der betäubende Athergeruch drang? Zurückweichen vor der Frau, die mit krampfhaft verschlungenen Händen in stummer Not und Verzweiflung heiße Gebete empor sandte? Die Stille wurde unerträglich. Im Zwang dieser unheimlichen Todesruhe wagte keiner eine Bewegung, einen Laut von sich zu geben. Mit fast übermenschlicher Anstrengung löste sich das eine Wort „Bodrog“ von den Lippen der Gräfin. Heiß, fliehend, zitternd. Er rührte sich nicht. Sie sah zu ihm hinüber und erschrak über den Ausdruck finsterner unbegrenzter Entschlossenheit im Blick der dunklen Augen, die irgend etwas Unsichtbares, Unwesentliches in Bann zu halten schienen. Er war völlig weltentriekt, sein ganzer Wille konzentrierte sich offenbar auf einen Punkt. Die Gräfin sank erschrocken, wie von einer plötzlichen Schwäche übermannt, in ihrem Stuhl zurück und ihre Lider schlossen sich für wertige Minuten. Das Blut kaskierte in ihren Ohren, die Wände schienen sich in rasendem Kreislauf zu drehen, nur der Mann da inmitten dieses Chaos stand immer noch unbeweglich.

War er tot? So im Stehen gestorben? Was war geschehen? Diese wirren Gedanken durchquerten den Kopf der Gräfin, als sie, halb betäubt, die Augen wieder öffnete.

Stella, um Gottes Willen, Stella! Die lag ja da drinnen unter den Händen des Arztes. Der scharfe, süßliche Athergeruch mußte ihr zu Kopf gestiegen sein. Was war mit ihr? Eine Ohnmacht? Die in ihrem Leben war sie ohnmächtig geworden. Da knachte ein furchtbarer Donner Schlag nieder zugleich mit einer Reihe zuckender Blitze, die die schwere Wolkenmasse zerrissen.

Bodrogs verchränkte Arme lösten sich. Langsam strich er über Augen und Stirne und näherte sich dann

mit etwas unsicheren Schritten der Gräfin. Auf der Schwelle des Nebenzimmers erschien Dr. Jorty. Er zog leise die Tür hinter sich zu.

„Danken Sie Gott, Frau Gräfin, es ist ein Wunder geschehen? Von der Pforte des Jenseits, vor der Ihre Tochter bereits stand, ist sie wie durch ein Wunder zum Leben zurückgeführt. Sie ist gerettet.“

Bodrogs mächtiger Körper wankte. Der alte Arzt sprang hinzu und faßte ihn unter.

„Herr Graf, was haben Sie?“

„Nichts... ein kleiner, momentaner Schwindel-anfall. Die Gewitterluft und Aufregung... Es ist schon vorüber“, antwortete er ruhig und richtete sich dabei hoch aufatmend stramm empor, seine Brust dehnte sich unter den tiefen Atemzügen, mit denen er die Luft einzog.

Ein schwerer Regen löste die Schwüle und ein frischer, belebender Hauch drang durch das offene Fenster. Die Gräfin war nach den ersten Worten des Arztes an das Lager ihrer Tochter geeilt und lag auf den Knien davor. Ihre überreizten Nerven beruhigten sich unter der erlösenden Wohltat eines Tränenstromes. Die strenge, harte Frau weinte! Die alte Nesi faltete die Hände und flüsterte: „Jesseß, Maria und Joseph, unsere Frau Gräfin weint, das hab' ich noch nie gesehen.“ Dann wuschte sie ihre alten Augen mit dem weißen Schürzenzipfel und verließ geräuschlos das Gemach. Sie hatte den Taft des langjährigen Diensthofen aus vornehmen Haus und erriet immer den richtigen Augenblick, wann ihre Gegenwart überflüssig war, trotz des innigen Verhältnisses, das sie mit ihrer Herrschaft verband.

Bodrog, der Arzt und die Mutter umstanden das Lager Etelkas. Bodrogs dunkle Augen hefteten sich auf die geschlossenen der Schlafenden, sein Gesicht trug denselben harten, rätselhaften Ausdruck, als sei er sich seiner Umgebung nicht bewußt, wie vorhin. Dr. Jorty beobachtete ihn scharf, er hielt den Atem an, vor Angst, den Bann zu brechen. Da endlich, ganz langsam hoben sich die schweren Lider und Etelka starrte, ohne ein weiteres Zeichen von Erkennen oder Bewußtsein, in Bodrogs Antlitz. Langsam trat er nun zurück und gefolgt von Dr. Jorty verließ er das Gemach.

„Herr Graf, ich beuge mich vor Ihrer Macht und kann Ihnen die Versicherung geben, daß meine Kunst am Ende war. Sie haben, dank ihrer Willensstärke, die fliehenden Lebensgeister zurückgerufen, Sie haben einen Teil Ihrer eigenen Lebenskraft hinübergeleitet in den zarten, erschöpften Körper des sterbenden Mädchens. Wir haben ja oft über dieses Thema diskutiert und durch meinen Widerspruch reizte ich Sie zu immer neuen Auseinandersetzungen. Überzeugen konnten Sie mich aber nicht. Ich forderte Verzeihe, ich wollte mich erst dann als besiegt bekennen, wenn ich Augenzeuge eines eklatanten Falles war! Sie sagten immer, als Salonkünstler würden Sie sich nicht produzieren. Die Sache sei zu ernst, um sie als Zug zu betreiben, und

obendrein hinge der Erfolg von Umständen ab, über die Sie nicht sprechen wollten. Vielleicht würde sich mal eine Gelegenheit bieten. Die Gelegenheit hat sich geboten, früher und unter Verhältnissen, die keiner von uns voraussehen konnte. . . . Ich bin ehrlich genug, mich als besorgt zu erklären!"

"Ich habe nur eine Bitte, lieber Jorty, sprechen Sie nicht über das, was Sie beobachtet haben. Ich will nicht als interessanter, mysteriöser Schwarzschmiedler, als Fokus-Fokus-Geld bei Schritt und Tritt angerempelt werden. Die meisten Leute lachen ja und spötteln über solche Sachen. Lassen wir sie lachen, lassen wir sie spötteln. Mich will ich aber nicht auslachen lassen, also, bitte Hand darauf, daß Sie schweigen. Es ist mir eine große Genugtuung, Sie, der Sie ein denkender, gebildeter, ernstester Mann sind, überzeugt zu haben, daß meine Studien auf dem Gebiete, das mich so sehr interessiert, auf solider Basis ruhen, und ich meine Zeit nicht auf oberflächliche Spielereien vergeudete."

Mit einem festen Händedruck schieden die Herren.

In Ujfalú herrschte eine furchtbare Aufregung. Die alte Marie lief, in ein dickes Tuch gehüllt, jammern und umher. Man hatte in der frühesten Morgenstunde zu Bodrog geschickt, ihn bittend, sofort herüber zu kommen.

Als er in den Hof ritt, sah er das Gesinde und die Bauern aus dem Dorf an der Stelle zusammengedrängt, wo die Sonnenuhr gestanden hatte. Sie flüsterben, gestikulierten, und die Weiber bekreuzigten sich unaufhörlich unter Anrufung aller Heiligen. Bodrog sprang vom Pferde und eilte auf die Gruppe zu, die respektvoll zurücktrat; die Männer zogen die Hüte und der alte Inspektor begann seinen Bericht.

Gestern, als das furchtbare Gewitter losbrach, habe es einen Donnerschlag gegeben, wie er nach Aussage der ältesten Dorfleute noch nie gehört worden war. Der Himmel sei in ein Flammenmeer verwandelt gewesen und ein amnesider Blickstrahl wäre niedergesahren, gerade in den eisernen Pfeil, der als Zeiger der Uhr fungierte. Er habe den Marmorbügel geborsten und ein Trümmerhaufen sei alles, was davon übrig geblieben sei. Die Bauern behaupten, es bedeute ein Unglück, und einer alten Sage nach sollte der Stein bersten, wenn das Geschlecht ausstürbe. Es war ja das Wahrzeichen der Familie, die auch im Wappen die Sonnenuhr führten!

Betroffen stand Bodrog. Nach einigem Zögern teilte er den Anstehenden mit, daß ihr junger Herr gestern nacht um 8½ Uhr aus dem Leben geschieden sei. Mit stummem Entsetzen wurde die Nachricht aufgenommen, dann lösten sich die Zungen. Ein jeder wollte noch irgend etwas Besonderes gesehen oder gehört haben. Bald aber liefen sie jammern und auseinander, um die Schreckensbotenschaft im Dorf zu verbreiten.

Ehe Bodrog die Stelle verließ, bückte er sich, um einen kleinen Stein aufzuheben, den er als Erinnerung behalten wollte. Es war der Name und Todestag der Mutter Miklos' darauf eingemeißelt. "Ein merkwürdiger Zufall", dachte er als er ihn in seiner Rocktasche vernahmte.

Nachdem er kurze Rücksprache mit der völlig verstörten Marie gehalten, der er freundliche Aufnahme bei der Familie Boltan versprochen hatte, was das arme Geschöpf um ein wesentliches beruhigte, ritt er nach Bamos. Zum Glück fand er dort alles in bester Ordnung. Estka lag in der Sonne auf der Terrasse, sehr blaß und zart aussehend, aber ohne jegliche Anzeichen von Aufregung. Bodrog setzte sich zu ihr und erzählte ihr von der geborstenen Sonnenuhr, ganz ruhig und natürlich. Dann zog er den Stein aus der Tasche und legte ihn in Estkas Schoß.

"Ich dachte mir, es wird Ihnen lieb sein, ein Andenken an die alte Sonnenuhr zu haben, und so habe ich Ihnen das hier mitgebracht. Ohne zu suchen, kam es mir unter die Hand."

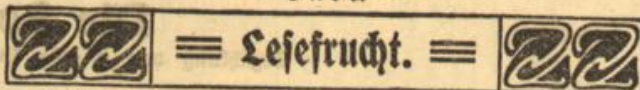
Estka blickte lange auf das kleine Stückchen Marmor, dann ließen ihr die Augen über. Sie führte den Stein an die Lippen und das Gesicht in ihr Taschentuch ber-

gend, weinte sie lange still vor sich hin. Langsam löste sich all die Aufregung der letzten Zeit und eine wohlthuende Entspannung trat ein.

Bodrog wußte sich nicht, er sprach kein Wort. Aber ganz leise hatte er den Arm um ihre Schulter gelegt und den blonden Kopf an seine Brust gebettet. Sie ließ es widerstandslos geschehen. Ein wunderbares Gefühl von Geborgenheit, von Friede, Ruhe und Glück zog in ihr Herz ein.

So saßen sie lange. Dann neigte er seinen Kopf herab und seine Lippen berührten mit fast scheuer Anacht die geknickten Lider. Langsam öffneten sich die blauen Augen und was ihm daraus entgegenblickte, drängte ihm das Blut zu Herzen. Er senkte den Kopf noch etwas tiefer — da fanden sich ihre Lippen. . . .

— Ende. —



Beishäme niemals einen Menschen, so töricht und unwissend er auch sein mag, und sehe ihn nie in Verlegenheit, vor allen Dingen niemals ein Kind.
Kingsley.

Auf Beobachtung.

Von Albert Fürth aus Wiesbaden, zurzeit im Felde.

... Also morgen gehen Sie mit Unteroffizier W. in den vordersten Graben zur Beobachtung. Die 7te Batterie will sich einschließen. Weitere Instruktionen werden Sie von W. erhalten. — „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ — und ich war entlassen. Eine halbe Stunde später saß ich bei Unteroffizier W. im Unterstand bei einem Glas schönen Brag. Es wird Kriegsnaht beschlossen, der damit endet, daß wir uns eins sind, was wir morgen zum Essen mitnehmen. Und den Wein und die Zigaretten vergaß ich wohlweislich auch nicht. . . . Nachts 2 bis 4 Uhr Telefonwache. Ich stiere die Drähte an, die draußen nach allen Himmelsrichtungen verlaufen. Ganz still ist's. Ist gu'd' mal hinaus. Die ganze Erde hat ihr weißes Gewand — ihr Sterbehemd — angezogen. Friede — nur die Leuchtrauben erinnern an die rauhe Wirklichkeit.

Also, morgen in den vordersten Graben, knapp 10 Meter vom Feinde. Da spielt der Summer — — — (lang, kurz, kurz, lang). Ich melde mich. Schreibfertig! Die 7te Batterie schießt sich morgen ein. Ein Unteroffizier und ein Mann sind zur Beobachtung zu senden. Befehl wiederholt. Schluß. Und ich sitze wieder allein, draußen schaut der Mond neugierig den zu Dutzenden spielenden Ratten zu. . . . Morgens 5 Uhr. Zwei Gestalten bewegen sich auf dem schmalen Weert, das zur Höhe der Batterie steht. Der Posten brüllt sein „Halt, wer da!“ durch die Nacht. Er erkennt uns und wünscht uns viel Glück. „Guten wir auch nötig“, meint mein Unteroffizier. Endlich sind wir am Infanterielaufgraben angelangt. Langsam, jeder seinen Dreßack auf dem Rücken, Gasmaske und Mäuserpistole umgeschultert, ziehen wir durch das Labyrinth. „Kamerad, Hilfe!“ — „Was ist denn?“ — „Menschenstind, zieh' mich raus, ich ersauf' ja bald.“ Bei sofortiger Untersuchung ergibt sich, daß mein Freund in einem richtigen Sumpfboden marschiert ist. Bis an die Hüften. Ein feines Bad! Er flucht fest. „Gib acht, der Tag geht nicht gut aus.“ Ich lache über seinen Überglauben. Aber er sollte recht behalten. Und weiter geht's. „Pach uff, jetzt Lauffschritt, in Deckung!“ Die Schweine beschließen nämlich planmäßig den Verbindungsgraben. Also los! Hul war das ein Lauffschritt. Zehn Minuten lang, aber so oft bin ich nie in meinem Leben gefallen wie in diesen Minuten. Und dann kamen wir am Cappe 13 vorbei. Aus dem Lauffschritt wird ein ganz langsamer Schritt. Bei jedem Totz sinkt man in den Moosast, und wir sind froh, endlich an der Beobachtung zu sein. Schnell wird sich beim Kompagnieführer der Infanterie gemeldet, der uns über „die neuesten Nachrichten“ befragt. Denn wir von der Warte wissen's eher als die Kameraden, die mehrere Tage da vorn liegen. Mittlerweile zeigt die Uhr 8. Die Sonne scheint und, nach dem Wetter zu schließen, gibt's eine Menge Arbeit. Zuerst futtert man, denn der Magen knurrt, und ihn muß man befriedigen. „Kamerad, ach, bitte, gib mir ein bißel Brot . . . eine Zigarette, denn das Viebestraut kann ich mich erche.“ Ein Berliner Student, der aber, wie alle anderen, mehr schmutzige wie saubere Stellen an der ganzen Uniform

aufzuweisen hat. . . . Jetzt aber ruft die Pflicht; wir krabbeln aus der Höhle und gucken mal vorsichtig — ganz vorsichtig — über den Graben. Raum 10 Schritte entfernt liegt die feindliche Stellung, mehr können wir nicht sehen, denn so'n Stüffel wie in den Schächeln ist gerade nicht das angenehmste der Gefühle. Der Infanterieoffizier befehlt mich gleich darauf zu sich, den Fernsprecher zu bedienen. „Hier Beobachtung!“ — „Hier die Batterie!“ In 2 Minuten fällt der erste Schuß! Der Unteroffizier wird verständigt, und gleich einem Luchs paßt er auf das Kommando. Ich sehe, den Fernsprecher festhaltend, und stiere auf die Uhr — 1 Minute, 10, 20, 30, 58, 59, 60 — da — ist Bum — zu weit nach rechts. 20 Meter 1873. Das Kommando wird wiederholt und ratisch — doch das war zu kurz — die Granate krepitierte 2 Meter vor unserem Graben. Und schon kommen zwei Gruppen. — Die ganze Batterie schießt auf das Ziel. — Außer den Hordposten alles in die Unterstände, unsere Artillerie schießt zu kurz. Und ich sitze wie auf Kohlen — doch der Sturm bricht los — ihr von der Arrie. — Ruhe, sonst kann ich nicht telephonieren. Und nachdem der Befehl durchgegeben ist: „Batterie halt!“, ist alles wieder wie vor 4 Minuten.

Gott sei Dank ist niemand verletzt worden. Und einer von der Infanterie meint: „Jetzt mischt ihr alles wieder gut mache.“ Und wir machen's auch wieder gut. „1680 im ganzen, 2 hoch Bibelle 32!“ Ich gebe den Befehl durch. Drüben lacht der Feind. Doch in der nächsten Minute jammert's. Denn diesmal sind die Granaten direkt über und im Graben krepitiert. Einen Unterstand durchschlagen und sicherlich eine ganze Menge ins Jenseits befördert. Wir brüllen „Gural!“ Und immer mehr von den „lieblichen Dingern“ bekommt der Franzmann. Und darauf werden die zwei Flaschen Wein getrunken. „Dasch hobt er brav gemacht!“ meint einer von der Infanterie. Jetzt ist Ruhe, aber beobachtet muß immer noch werden. Mein Telefon leg ich weg und geh den Kameraden Aufklärung über die ersten Granaten. Und so allmählich kommen sie doch dahinter, daß es eigentlich sehr schwer sein muß, auf eine Entfernung von 1680 Meter bis auf 5 Meter zu treffen. Die Zeit flieht, es geht auf 6 Uhr und wir trollen wieder ab. Jede Deckung wird benutzt. Die französische Arrie schießt jetzt auch. Und wir sind glücklich, nach zweistündigem Warten durch die Gräben bei unserer Batterie zu sein. „Pfeife ausgeführt.“ — „Danke.“ So klein das Wort auch ist, wir wissen's zu schätzen.

Am Abend. . . . Gemütlich Zigaretten rauchend, beim Punsch sitzen wir zusammen. „Recht, Kamerad, mein' ich, heute hab' ich doch gesehen, was die Infanterie durchzumachen hat.“ Wir nicken zustimmend und blicken dann wieder ernst. Denn mein Freund, der so abergläubisch gesprochen hatte, war nicht mehr unter uns — — — (Zens. Mg.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Humor aus dem Schützengraben über die fleischlosen Tage.

Montags loche ohne Speck,
Dienstags ohne Fleisch und Fett,
Mittwochs kann man alles essen,
Donnerstags das Fett vergessen,
Freitags gibt's ein Fischgericht,
Und Schweinefleisch am Samstag nicht,
Sonntags hat man endlich Ruh,
Denn da sind die Läden zu. (Zens. Mg.)

Wehrmann Vol. 3. Jahrg., Landw.-Inf.-Regt. Nr. 87.

Apothekenpatriotismus in Frankreich. Nun sind auch die französischen Apotheker von der Epidemie des Kriegschwermismus gepackt worden. In dieser Zeit der blinden Deutschfeindlichkeit sind die französischen Apotheker auch wirklich in einer besonders peinlichen Lage: man bedenke, daß die meisten, beliebtesten und unentbehrlichsten pharmazeutischen Erzeugnisse deutschen Ursprungs sind! Muß es einem patriotischen Pariser Apotheker nicht das Herz brechen, daß er gezwungen ist, sich solcherart mit Produkten zu beschäftigen, die sogar im Lande der Vöcher geboren wurden, Früchte der Geistesarbeit deutscher Gelehrter sind? Von diesen Erwägungen ausgehend, sagte die Pariser Apothekergilde sich nach langem Nachsinnen endlich ein Herz, um auch ihrerseits vor der Offensivität des Besatzes ihrer schrankenlosen Franzosenfreunde, will heißen bis zur Unmännlichkeit gesteigerten

Deutscheneindlichkeit, abzulegen. Die in Paris erscheinende „Chronique pharmaceutique“ bringt also den Vorschlag, die in Deutschland erfundenen oder gemischten Medikamente durch Abänderung ihrer Namen in französische Endungen zu jener Würde und Rößlichkeit zu erheben, die sie dem französischen Bürger ihrer Meinung nach erst richtig genießbar machen soll, ohne daß ihm ein bitterer Nachgeschmack auf der Zunge zurückbleibt. „Was ist einfacher“, schreibt die geistig schelbar völlig aus dem Gleichgewicht gekommene Redaktion des Apothekerblattes, „als die Endsilben dieser Medikamentennamen, der Zeit entsprechend, auf echt französische Weise umzuwandeln? Weg mit den Worten Veronal, Sulfomal, Helmithol! Von nun an sollen sie nur noch Verofrance, Sulfofrance, Helmitrance heißen! Dies soll genügen, um sie für unseren Gebrauch zu reinigen, und es wird nicht schwer sein, diese neuen Bezeichnungen dem Gedächtnis einzuprägen und so in der Ärzte- und Laienwelt einzubürgern. . . .“ Dieser weise Vorschlag ist das neueste Symptom einer psychologischen Erkrankung, die der Krieg in Frankreich hervorgerufen hat. Es ist ein Leiden, das man sinngemäß als die Buchstabenepidemie bezeichnen könnte. Die Krankheit begann mit dem Buchstaben „R“. Nachdem es den französischen Philosophen geglikt war, festzustellen, daß die in Frankreich berühmt gewordenen deutschen Namen „Kultur“ und „Kosmos“ mit einem „R“ beginnen, wurde diese Entdeckung von den Zeitungen, Schriftstellern, Revue-Verfassern und Brettspielern nach allen Richtungen ausgebeutet. Schließlich kamen besonders peinliche Patrioten auf den Einfall, daß man in den wenigen französischen Worten, in denen ein „R“ vorkommt, dieses durch ein „C“ ersetzen müßte. Selbst bei den Namen der berühmten französischen Generale Kellermann und Kléber wollten diese Fanatiker sich nicht beruhigen. Nun werden auch die Endungen „al“ und „ol“ den pharmazeutischen Bezeichnungen auf dem Index der Barbareien geschrieben, um durch „franco“ ersetzt zu werden. Wahrscheinlich, die Franzosen scheinen wirklich starker Medizin zu bedürfen! . . .

Irische Aufstände. Der Aufstand in Irland, der viel ernster und ausgedehnter zu sein scheint, als die englischen Meldungen zugeben wollen, ist der endliche, lange mühsam zurückgehaltene Ausbruch des „irischen Unflats“, in dem es schon vor dem Kriege und während des Krieges erst recht bedrohlich gährte und brodelte. Und anders konnte es ja auch nicht sein, denn der Ire fühlt sich als der Tod- und Erbfeind des Engländer, durch den sein Vaterland aus einem unabhängigen Kulturstaat zu einer geknechteten Provinz erniedrigt worden ist. Die ganze Geschichte Irlands seit dem Jahre 1541, in dem sich Heinrich VIII. zum König von Irland machte, ist eine einzige Kette von englischen Gewalttaten und irischen Empörungen. Bereits unter Elisabeth entstand ein Aufstand auf der „Grünen Insel“, weil das katholische Volk sich von den englischen Herren nicht seinen Glauben nehmen lassen wollte, und die blutige Niederwerfung dieses Aufstandes gab unter Jakob I. der britischen Völkergier erwünschten Anlaß, ein Gebiet von 2 Millionen Acres einfach zu konfiszieren. Dieser Raub des geliebten Heimatbodens führte im 16. Jahrhundert noch zu mehreren Aufständen, die mit grausamer Strenge niedergeschlagen wurden. Eine große Empörung der katholischen Iren zugunsten des entthronten Königshauses erstickte 1649 Cromwells Eisenfaust; der Lord-Statthalter, der hier die „dreifache Hydra des Trentums, der Königsstreue und des Papsttums“ zertreten wollte, veranstaltete wahre Blutbäder, und sein Schwiegersohn Ireton übertraf ihn noch an Schrecklichkeit der Kriegführung. Als das völlig geknechtete Irland 1681 dem Gesamtreiche einverleibt wurde, war es nur noch eine öde Wüstenei; fast die Hälfte der Bevölkerung war dem Schwert und dem Hunger erlegen. Nun waren die Iren eine Besatzung zu schwach, um sich gegen ihre Bedrücker aufzubäumen, aber der Haß blieb stark und glühend, und er wurde genährt durch beständige neue Übergriffe und Grausamkeiten der Engländer. Im 18. Jahrhundert gingen die britischen Großgrundbesitzer so weit, den Iren nicht einmal die kleinen Besitzungen zu gönnen, die sie ihnen noch bisher gelassen hatten. Man verwandelte diese winzigen Stüde, auf die der Ire mit seinem Ackerbau zurückgedrängt worden war, in Weideland und verjagte die Bauern zu Tausenden. Das war doch mehr, als selbst diese seit zwei Jahrhunderten in den Staub getretenen Menschen ertragen konnten, und so wurden die blutigen Geister der verzweifeltsten Gegenwehr, der geheimen Verschwörung, heraufbeschworen, jener Kampf mit allen Mitteln bis aufs Messer, der seitdem vom irischen Boden

nicht verschwunden ist und wie eine schwelende Flamme auch unter scheinbar stiller Oberfläche stets fortglüht. Weiße Gestalten, „Whiteboys“ genannt, legten des Nachts den Brand an die Häuser der protestantischen Pächter, die für die englischen Herren die großen Güter verwalteten, töteten die Bewohner, verstümmelten das Vieh. Sie machten sich so furchtbar, wie ein Jahrhundert später die „Fenier“, die durch ihre Bombenattentate einen lähmenden Schrecken über ganz Albion verbreiteten, wie die „Sinn-Feins“, der Geheimbund, der heute eine so schwere Gefahr für England bedeutet. Trotz dieser furchtbaren Missetaten der Whiteboys dauerten aber die Vertreibungen fort; innerhalb von zwei Jahren verließen 30 000 Iren die Provinz Ulster und drängten dann in Amerika aus dem glühenden Haß ihrer Seele heraus die Amerikaner zum Krieg gegen England. Die französische Revolution rief in Irland große Erhebungen hervor; im Jahre 1798 war ein Aufstand im größten Stile geplant, durch den die Söhne Erins mit Hilfe der Franzosen die Knechtschaft abschütteln wollten. Aber die zu Hilfe gesandte französische Flotte versagte kläglich, und so mußten die Iren allein den Kampf gegen die Engländer aufnehmen, die, in der Überzahl, blutige Vergeltung übten und „schlimmer als Kobespierre“ unter den Iren hausten. Neue Qualen waren dem unglücklichen Volke im 19. Jahrhundert beschieden. Damals mußten wieder viele Hunderttausende, von den Engländern dem Hungertode preisgegeben, auswandern und bewahrten sich in der neuen Heimat Amerika die alte Erbitterung gegen den Erbfeind. Auch die Iren zu Hause standen stets mit dem Herzen auf der Seite von Englands Feinden: im Burenkrieg z. B. strömten Scharen von irischen Freiwilligen nach Südafrika, um in den Reihen der Buren zu kämpfen, und zahlreich waren die Attentate, die von Iren gegen englische Kriegsschiffe unternommen wurden. Der Haß gegen die britische Herrschaft, der jetzt wieder zum offenen Ausbruch gekommen, ist ein heiliges Vermächtnis der Iren, das sie auf ihrer grünen Insel selbst wie unter den Brüdern in Amerika von Geschlecht zu Geschlecht weitergeben.

Englands Schrei nach den Müttern. Daß die Gesellschaftskreise in London, die sich eines sie auch im Kriege der dringendsten Lebenssorgen befreienden Vermögensstandes erfreuen, noch immer nicht die selbstverständlichen Pflichten erkannt haben, denen sie sich als Bürger eines im Kriege stehenden Landes unterwerfen mußten, und daß besonders die Nachahmung des aus Frankreich übernommenen Ein- oder Zweikindersystems in England gegenwärtig als unpatriotisch und gefährlich empfunden wird, geht aus der letzten Rede hervor, die der bekannte Londoner Stadtpfarrer Bernard Vaughan in der englischen Hauptstadt hielt. „Überall“, heißt es in dieser gehäufte Predigt, „sehe ich in den Straßen unserer Stadt nach wie vor Frauen in Pelzen und Juwelen, in Kleidern und Güten, die sich weit von dem entfernen, was ein gutes Gewissen mit den Notwendigkeiten der jetzigen Zeit in Einklang bringen könnte. Und für Schoßhunde wird noch immer so viel Geld aufgewendet, als man zur Ausrüstung von zwei neuen Soldaten verwenden könnte. Am schlimmsten aber ist die Leere in den Taufbüchern der Kirche, die Leere der Leiche und Bestühle. Als ich ein Junge war, standen die Geburtsziffern bei uns in England fast dreimal so hoch wie jetzt. Unsere Nation befindet sich schlechterdings auf dem Wege zum Freituch. Niemals wurden so viele Ehen geschlossen, und niemals war die Geburtenzahl so gering. Und das zu einer Zeit, da jeder auf dem Schlachtfeld Gefallene dringenden Ersatzes bedarf. Nichts benötigen wir heute in England mehr als Mütter!“

Wieviel das wöchentliche Essen einer Engländerin kosten darf. Der Sparankheitsfeldzug, zu dem man sich auch im ehemaligen auf seine Reichthümer so stolzen britischen Insellande genötigt sieht, führte nunmehr bereits zu einer in den Londoner Zeitungen bekanntgegebenen Feststellung der Summe, die eine Engländerin gegenwärtig für die Maßzeiten einer Woche ausgeben darf. Zwar handelt es sich noch nicht um einen von der Regierung ausgesprochene offizielle Bestimmung, doch die Veranlassung der statistischen Gesellschaft, in der diese Festsetzung angeregt wurde, ist offiziell genug, um ein solches Vorgehen als notwendig erscheinen zu lassen. Danach beträgt die Höchstsumme, die eine englische Frau im Verlaufe einer Woche für ihr Essen ausgeben darf, 13 M. Auf der anderen Seite wird als das Minimum für eine Arbeiterin die Summe von 8,50 M. aufgestellt. Beweis genug, daß man auch in Albion nicht gerade an Überfluß leidet. . .

Ein russisches Stimmungsbild aus Paris. Das folgende Pariser Bild findet sich im „Njetich“: Auf der Rückkehr von London bin ich seit 1895 zum ersten Mal wieder in Paris. Noch sind mir jene belebten, sonnig frohen Bilder von damals in Erinnerung, die sich dem Fremden gleich nach der Ankunft auf der Gare du Nord aufdrängten. Jetzt sieht Paris ganz anders aus, es lacht nicht mehr, und es singt nicht mehr im hellen Allegro. Der Gegensatz zwischen einst und jetzt ist so groß, daß man unwillkürlich ein Gefühl der Trauer empfindet. Wir kamen mit dem Militärzug aus Boulogne, solche Züge gehen von den verschiedensten Seiten der Front und werden an den Stationen von Frauen, Müttern und Schwestern erwartet, die kein freudiges Lächeln verraten, sondern mit hungrigem Blick ängstlich nach jemand in der Menge spähen, der — vielleicht nicht mehr zu finden ist. Durch die Rue la Fayette fuhr ich nach dem Hotel, wo die Zimmer bestellt waren. Alle Straßen waren halbunsel und dennoch besser erhellte als in London, wo jetzt ein ewiger Nebel über der Stadt abends zu lagern scheint. Während dort aber die Bewegung der Menschen nicht stockt, ist hier eine Ede zu verzeichnen. Die Boulevards sind leer — keine Fußgänger, keine Automobile. Beleuchtete Fenster sind ebenso wenig wie in London zu sehen, sie scheinen vielmehr dicht verhängt zu sein. Die Theater sind von weitem auch nicht zu unterscheiden, kurz, Paris hat sich gründlich verändert. . . . Dasselbe gilt von unserem Hotel. Vor kurzem noch erstrahlte es im Schmuck kostbarer Wandspannungen und einer eleganten Einrichtung, die ein verwöhntes, zahlreiches Publikum empfing. Hier hatte eine Filiale der Grand Opera sich niedergelassen, bei der die Wilhelms zu den Wagner-Vorstellungen im Glysée-Theater reihen den Absatz fanden. Ob meine Kinder und Enkel einmal in Paris den „Tristan“ und die „Meistersinger“ in deutscher Sprache hören werden, wage ich nicht zu versichern. Das Hotel ist kaum noch wieder zu erkennen. Es lebt nur noch von einigen Leuten, die aus der Provinz und von der Front kommen. Die Preise sind herabgesetzt. Die Bedienung und Verpflegung hat bedeutend nachgelassen. Das Pariser Theater ist gänzlich im Verfall, alle Versuche, das Publikum durch alte oder neue Stücke heranzuziehen, bleiben erfolglos. Die Bühne kommt somit auch für Entfaltung des Patriotismus nicht mehr in Frage, denn den Leuten steht der Kopf nicht danach. Paris fordert jetzt gebieterisch Arbeit, um zu verdienen und die aufgeregten Nerven zu beruhigen. Verschwunden ist auch der „Flaneur“, der sich gänzlich überflüssig vorkommen würde. Nur in den billigen Restaurants sind viele Menschen anzutreffen. Für Militär sind dort Sonderbestimmungen, es darf sich nicht auf die Terrassen setzen und nur zu bestimmten Stunden Wein trinken. Unsere Absicht, uns mancherlei anzusehen, gaben wir gar bald auf, weil uns die Lust dazu verging unter dem Druck der allgemeinen Stimmung. Selbst das Fahren durch das Bois de Boulogne macht kein Vergnügen mehr. . . .

Ist die Seife zum Rasieren notwendig? In Anbetracht des zunehmenden Seifenmangels ist eine Betrachtung, die der englische Wissenschaftler A. Stephens in der „Nature“ über die Frage, ob das Einseifen eine unerläßliche Vorbedingung des Rasierens sei, veröffentlicht, von aktuellem Interesse. Das Einseifen ist bei allen Barbieren in Europa zu einer selbstverständlichen Gewohnheit geworden, und man ist geneigt, anzunehmen, daß das Rasieren ohne Seife überhaupt nicht möglich sei. Dieser Ansicht tritt nun Stephens energisch entgegen. Er erinnert daran, daß nach den bis auf unsere Tage erhaltenen Berichten die klassischen Römer und Griechen sich rasierten, trotzdem sie keinerlei Seife herstellten. Auch in Japan und China rasiert man heute noch den Bart ohne Seifenschaum. Warum sollte also uns unmöglich sein, was den alten Griechen und Römern gelang, den modernen Japanern und Chinesen möglich ist? Stephens ist der Ansicht, daß das Einseifen nur dazu diene, die Bartstoppeln durch die Feuchtigkeit geschmeidig zu machen und so den Strich des Rasiermessers über der Haut zu erleichtern. Um dies zu erreichen, würde es aber vollkommen genügen, gewöhnliches Wasser ohne Seife zu verwenden, wie dies ja schon lange im Orient der Fall ist. Es käme also nur auf den Versuch an, sich dieses einfachen Mittels zu bedienen; jedenfalls wäre die hierdurch gebotene Möglichkeit, große Mengen von Seife zu sparen, gegenwärtig äußerst vorteilhaft.